Feature IV

Kinoshita Iwao (1894–1980) – ein Lebensbild

Wolfgang Michel

Die Zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts waren eine Zeit, in der junge Japaner erneut zum Studium nach Deutschland aufbrachen. Der 1918 durch die Entente verhängte Wissenschaftsboykott war schon bald vor allem von japanischen Medizinern und Naturwissenschaftlern unterlaufen worden. Auch halfen Stifter wie der Pharmaunternehmer Hoshi Hajime, der Aktienmakler Mochizuki Gunshirō und durch den Mediziner Irisawa Tatsukichi initiierte Sammlungen der deutschen Grundlagenforschung über schwierige Jahre. Einsteins Reise durch das Archipel just im Jahre 1922, als man ihm den Nobelpreis zusprach, wurde zu einem Triumphzug, der auch dem Wissenschaftsstandort Deutschland zugute kam. Zudem ermöglichte die Schwäche der deutschen Währung einen vergleichsweise angenehmen Aufenthalt. Viele schrieben sich für Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften ein, eine beachtliche Schar studierte Chemie, Physik, Mathematik und nicht zuletzt Medizin. 1923 erschien in Berlin ein junger Mann namens Kinoshita Iwao (木下祝夫), der einzige Absolvent, den die Kokugakuin-Universität seinerzeit zum Studium nach Europa schickte. Viele Jahre sollte er hier unter Japanologen und Japanfreunden verbringen und eine Aufgabe erhalten, die ihn bis ins hohe Alter nicht losließ.

Kindheit, Jugend, Studium

Drei handschriftliche Lebensläufe aus den Jahren 1945, 1950 und 1978 liefern Kerndaten seines Werdegangs. Kinoshita Iwao wurde am 7. März 1894 in Kashii (Distrikt Kasuya, Fukuoka Präfektur) geboren. Seine Familie stellte seit Generationen Priester für den Kashii-Schrein (Kashii-gū), einem der herausragenden Schreine Kyushus. Legenden zur Gründung durch Jingū, Gemahlin des Tennō Chūai und nach dessen Tod Regentin und Führerin eines Feldzugs gegen Korea, führen ins Jahr 200, was tief ins Dunkel der Vergangenheit gegriffen ist. Doch auch weniger phantasievolle, historisch gesicherte Belege reichen immerhin bis ins frühe 8. Jahrhundert. Seit der Nara-Zeit empfängt man hier bis heute zu bestimmten Anlässen Gesandte des kaiserlichen Hofes (*chokushi*).

Iwao war der vierte Sohn des Priesters Yoshishige. Über die frühen Schuljahre ist nichts bekannt. Seit 1909 besuchte er die Präfektur-Mittelschule Asakura, lebte also nicht mehr im Elternhaus. Zwei Jahre darauf wechselte er zur *Shūyūkan*, einer aus der ehemaligen Schule des Fukuoka-Clans hervorgegangenen Institution, die in jenen Jah-

ren ihren Unterricht ausschließlich in englischer Sprache durchführte und sich bis heute als Eliteschule versteht. Drei Jahrzehnte nach dem Sturz der Tokugawa-Dynastie vermerkt das Ende März 1914 ausgestellte Abschlusszeugnis noch immer die Zugehörigkeit zum Samuraistand.

Vom April 1914 bis zum 7. Juli 1918 studierte der junge Iwao japanische Literatur an der Kokugakuin-Universität. Unmittelbar nach dem Abschluss nahm er ein Studium an der Nippon-Universität auf und erwarb im Juli 1921 den Grad eines Bakkalaureus der Rechte (*hōgakushi*). Er war sicher ein guter Student, denn am 17. November jenes Jahres stellte die Universität eine Anweisung aus, der zufolge er drei Jahre in England Forschungen über das internationale Privatrecht (*kokusai shihō*) unternehmen sollte. Erstaunlicherweise ging Kinoshita jedoch zurück an die Kokugakuin-Universität und absolvierte einen Forschungskurs, den er im März 1922 mit einer Arbeit über „Recht und Tugend" abschloss. Auch hier fiel er auf und erhielt am 8. Mai 1922 eine Entsendungsanweisung für ein dreijähriges Studium der Philosophie in Deutschland. Eine zweite Bescheinigung vom 18. Juli verkürzte die Dauer auf zwei Jahre. Letztlich wurden es dann aber sieben Jahre.

Als Stipendiat nach Berlin

Für die Überfahrt im Sommer 1922 nutzte er die *Katori-maru*, eines der Postschiffe, die auch Passagiere nach Europa beförderten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris reiste er mit der Bahn nach Berlin, wo er im Dunkel der Nacht mit dem Taxi zwei Stunden nach dem Hotel suchte. Das Leben in Deutschland beginnt mit einem Antrag auf Aufenthaltsgenehmigung durch den Polizeipräsidenten und der polizeilichen Anmeldung. Der daraufhin vom Städtischen Zentralamt für Wohnungswesen am 19. Oktober ausgestellte Wohnerlaubnisschein ermöglicht Kinoshita, ein möbliertes Zimmer zu mieten. Er gilt für ein Jahr. Im August 1923 „gestattet" der Polizeipräsident den Aufenthalt für weitere zwölf Monate. Die Belege für die folgenden Jahre gingen verloren.

Kinoshita hatte wahrscheinlich schon während seines Studiums Deutsch gelernt und vertiefte im ersten Jahr diese Kenntnisse vor Ort. Vom 3. September bis Ende Oktober 1923 absolviert er dann einen Sprachkurs am Deutschen Institut für Ausländer an der Universität Berlin und erhält eine Bescheinigung, dass er ausreichende Kenntnisse besitze, „um den Vorlesungen an einer deutschen Hochschule mit Verständnis folgen zu können". Er schreibt sich im Oktober 1923 unter der Nummer 2372 ein. Infolge der tobenden Hyperinflation ist die Wirtschaft zusammengebrochen, Deutschland liegt am Boden, doch die Matrikel zeigt die Namen von Studenten aus der Türkei, aus China, Ungarn, Bulgarien, Italien, Estland, Russland, Albanien, Indien, China, Ägypten und anderen Ländern mehr.

1951 erinnerte sich Kinoshita in der Dezemberausgabe der Monatszeitschrift *Dokusho Shunjū* unter dem Titel „Berlin damals" (*Sono koro no Berurin*) an seinen Schock über den Zustand der Stadt im Vergleich zu Paris, an die Spaltung der Gesellschaft in

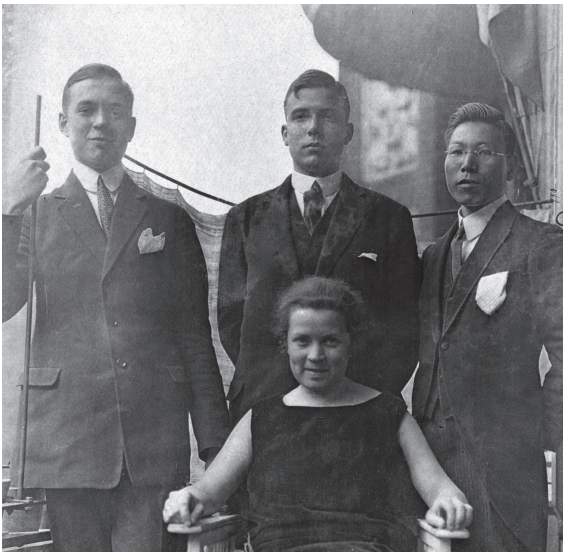
eine Welt der Menschen und eine Welt der Götter. Mit den letzteren meint er Ausländer mit Devisen und einheimische *shībā* (Schieber). Zugleich ist er beeindruckt vom energischen Wiederaufbau und der Aufnahme persischer Kinder in Berliner Familien und Schulen ungeachtet der herrschenden Not. Er berichtet von vollen Sälen bei Vorlesungen und Vorträgen des Radiologen und Physikers Friedrich Dessauer, des Begründers der Gestaltpsychologie Wolfgang Köhler, des Pioniers der geisteswissenschaftlichen Pädagogik Eduard Spranger und des Soziologen Alfred Vierkandt, der just in jenen Jahren seine phänomenologische Gesellschaftslehre entwickelte. Unter den Orientalisten bewundert er Friedrich Wilhelm Karl Müller, Leiter der Ostasiatischen Abteilung des Völkerkundemuseums, der einige von den deutschen Turfan-Expeditionen mitgebrachten mittelpersische Texte entzifferte. Ein japanischer Maler ist mit dem Kopieren der buddhistischen Wandbilder betraut. Als er den alten Philosophieprofessor und Literaturnobelpreisträger Rudolph Eucken (1846–1926) in Jena besucht, begrüßt ihn dieser als heimgekehrten Sohn. Kinoshita ist beeindruckt vom Fernleihe-System der Bibliotheken, über das man auch seltene Werke innerhalb zweier Wochen erhalte.

Er ist bis zum Wintersemester 1927 immatrikuliert, im Sommersemester 1928 beurlaubt, bittet aber am 4. Oktober 1928 unter Beifügung seines Abgangszeugnisses um Zulassung als Gasthörer für das Wintersemester. Die Erlaubnis verzeichnet drei Vorlesungen bei dem Sinologen Otto Franke (1863–1946), dazu eine Vorlesung und eine Übung zur Deutschen Geschichte bei dem aus München nach Berlin gekommenen Historiker Hermann Oncken (1869–1945). Für das Sommersemester 1929 schickt Oncken eigens per Post eine persönliche Mitteilung, dass er Kinoshitas Namen in die Seminarliste eingetragen habe.

Deutsch-japanische Bande

Während all der Jahre in Berlin wohnt Kinoshita in der Wielandstraße 36 „bei Frau Zachert“. Das Verhältnis zu seiner Vermieterin, die ihren Mann im Krieg verloren hat, und den Kindern ist herzlich. Dutzende von Fotos zeigen ihn im Kreise der Familie, mit Freunden und Bekannten. Man spielt Tennis, zieht mit Anzug und Krawatte zum Picknick in den Grunewald und an den Wannsee. 1927 nimmt der Sohn Herbert (1908–1979) ein Studium der Japanologie auf mit den bekannten Folgen und Stationen: Promotion bei Karl Florenz in Hamburg, Lektor an der Oberschule in Matsumoto (Präfektur Nagano), dann später Leiter des Japanisch-Deutschen Kulturinstitutes in Tokyo, nach dem Krieg Professor in Berlin und schließlich Bonn.

Weit über hundert Ansichtskarten von Japanern und Deutschen, dazu zahlreiche, durch Wasserschäden leider mehr oder minder geschädigte Fotos zeugen von einem großen Bekanntenkreis, der sich bis nach Dänemark, Frankreich und in die Niederlande erstreckte. Auch innerhalb Berlins traf man seinerzeit per Kartengruß Verabredungen. Zum Café Victoria-Luise heißt es auf einer Einladung, dies sei der einzige kultivierte Treffpunkt für Japaner in Berlin. Abends gebe es Musik und eine Tanzfläche. Die



Kinoshita bei Zacherts im Berlin der zwanziger Jahre

japanische Ankündigung einer Geburtstagsfeier im Ausflugslokal Onkel Toms Hütte, in dessen Nähe der Architekt Bruno Taut gerade den Bau einer heute berühmten Siedlung vorantrieb, endet mit dem deutschen Nachtrag: „Vorschrift: Gesellschaftsanzug. Die fleißigen Tanzbeine nicht vergessen!“

Ein junger, dem Schöngeistigen zugewandter, an japanischer Malerei, Kabuki und Buddhismus interessierte Grafiker namens Friedrich Greil (1902–2003) verehrt Kinoshita allerlei kleinformatige Werke. Mit einem Empfehlungsschreiben von Kanokogi und Trautz bricht er dann 1928 nach Japan auf, wo er zahlreiche Verbindungen in der Welt der Musik, Literatur und Kunst knüpft und neue Wurzeln schlägt. Im März 1932 erklärt er auf der Rückseite eines Kinoshita gewidmeten Porträtfotos, dass so ein „Taugenichts, Lebemann, Bummler“ aussehe. Doch fand er als Sprachlehrer an der Oberschule Nr. 5 in Kumamoto und später an mehreren Hochschulen sowie als Sprecher im 1937 gegründeten deutschsprachigen Auslandsfunk von Radio Tokyo (NHK World) durchaus nützliche Aufgaben. 1945 verlas er auf Anweisung der Amerikaner die deutsche Übersetzung der japanischen Kapitulationserklärung. Karten aus den dreißiger und frühen fünfziger Jahren sowie ein 1975 an Kinoshita gerichteter Brief aus Ōhara (heute Teil der Stadt Isumi) zeigt, dass beide bis ins hohe Alter in Verbindung blieben.

Ein weiterer Bekannter aus den Berliner Jahren war der nahezu gleichaltrige Hans Eckardt (1905–1969), den er später als Studienkollegen bezeichnet. Eckardt war an der Musikgeschichte Japans interessiert, erwarb 1928 ein Japanisch-Diplom am Seminar für Orientalische Sprachen und arbeitete von 1932 bis 1935 als Deutschlektor an der Eliteoberschule in Fukuoka. 1933 gründete er dort eine NSDAP-Ortsgruppe. Ein in der Zeitschrift *Cultural Nippon* (No. 2 1935) abgedruckter Abriss seines im lokalen „Erziehungszentrum“ (*Kyōikukaikan*) gehaltenen Vortrags veranschaulicht par excellence, warum man ihm nach einem Intermezzo in Deutschland 1938 die Leitung des Deutschen Kulturinstituts in Kyoto anvertraute. Der Kontakt zu Kinoshita hielt bis in die sechziger Jahre.

Die spätere Nestorin der deutschen Turkologie Annemarie von Gabain (1901–1993) lernte Kinoshita bei den Sinologen Otto Franke und Erich Haenisch (1880–1967) kennen. Wegen ihrer ungewöhnlichen Fächerwahl war sie bereits als Studentin seit 1925 an der Bearbeitung der türkischen Turfan-Handschriften beteiligt. Drei Jahre später promovierte sie mit einer sinologischen Arbeit. In einem Brief vom 19. Juni 1975 erinnert sie sich an Kinoshitas Bereitschaft, mit ihr zu arbeiten, und auch an seine Teilnahme an ihrem „fröhlichen Doktorschmaus". Im Juli 1975 kommt erneut ihre „sympathische Erinnerung an den ersten Japaner" zur Sprache, „mit dem sie je zusammen gearbeitet" habe.

Auch Friedrich Maximilian Trautz (1877–1952), ein Major a.D., der nach Japanischstudien und einer 14monatigen Ostasienreise 1921 in Berlin promoviert hatte, verehrt Kinoshita eine signierte Porträtaufnahme. Auf einer am 1. April 1926 gestempelten Ansichtskarte aus Wildbad freut sich Trautz auf die weitere gemeinsame Arbeit am „*Kojiki* und *Tōkaidō*". Letzteres ist das Thema seiner im selben Jahr eingereichten Habilitationsschrift „Der *Tōkaidō*, die Hauptverkehrsader des mittelalterlichen Japan". Trautz fühlt sich auf vielen Karten mal in „treuer" oder „treuergebener", mal in „aufrichtiger Freundschaft" Kinoshita verbunden. 1931 überreicht er, nunmehr in Tokyo lebend, ein dem „lieben Freunde Kinoshita-san zur freundlichen Erinnerung" gewidmetes Exemplar seines Buches über „Japan, Korea und Formosa". Auch Kinoshita erwähnt später an mehreren Stellen ihre Zusammenarbeit und Trautzens Strebsamkeit.

Beide standen in engem Kontakt zu Kanokogi Kazunobu (1884–1949), einem wortgewaltigen, nach Aussagen von Zeitgenossen charismatischen Mann mit einer Mission. Er hatte einst als junger Matrose unter Admiral Tōgō Heihachirō am Russisch-Japanischen Krieg 1904/1905 teilgenommen und bei Port Arthur durch die Rettung eines russischen Matrosen aus der See den Unmut der Vorgesetzten erregt. Nach seiner Entlassung aus der Marine studierte er zunächst Philosophie an der Reichsuniversität Kyoto, dann Theologie am Union Theological Seminary in New York, erwarb einen Master mit einer Arbeit über Nietzsche an der Columbia Universität, ging 1910 schließlich nach Deutschland und promovierte bei Eucken zwei Jahre später mit einer Arbeit über „Das Religiöse". Eine zweite Dissertation über Platons Philosophie an der Reichsuniversität Tokyo beschleunigte die akademische Karriere. 1926 wurde er nach Berlin geschickt, um Einfluss auf die wachsenden Aktivitäten zur Wiederanknüpfung der deutsch-japanischen Beziehungen teilzunehmen. Im April 1927 kommt es zur erneuten Entsendung, so dass er erst 1929 sein Amt als Professor der Reichsuniversität Kyushu antreten kann. Die in Deutschland vertiefte Beschäftigung mit Heidegger, Haushofer und Ratzel verstärkt Kanokogis Wendung zu einer „kämpferischen Lebenseinstellung" (*sentōteki jinseikan*), die während der dreißiger Jahre in einen utopischen Totalitarimus, zu intensiver Propagandaarbeit im Zentralverband zur Mobilisierung des Volksgeistes und ähnlichen Organisationen eskalieren sollte. Im Mai 1938 hält er eine „Funkrede an das deutsche Volk" über den deutschen „Führerstaat und das japani-

sche Sumera Mikuni“, in der er auf der Höhe der Zeit die „Gleichartigkeit des Geistes“ beschwört, die „eine feste Schicksalsgemeinschaft beider Reiche schmieden wird“. 1945 steht sein Name auf der Liste der Kriegsverbrecher (Klasse A). Nach langen Vernehmungen entließ man ihn schließlich 1946 schwer erkrankt als „philosopher lost“ aus dem Sugamo-Gefängnis.

Natürlich nimmt Kinoshita an den Aktivitäten der Japanologen und Japanfreunde teil, die auf Anregung des Botschafters in Tokyo Wilhelm Solf und des Nobelpreisträgers und Chemikers Fritz Haber nach einigem Hin und Her und nicht zuletzt unter reger Einflussnahme von Kanokogi 1926 ein „Institut zur wechselseitigen Kenntnis des geistigen Lebens und der öffentlichen Einrichtungen in Deutschland und Japan“ gründen. Dieses „Japan-Institut“ hatte fürs Erste seinen Sitz im Stadtschloss. An der Spitze standen ein deutscher und ein von der Regierung in Tokyo ernannter Institutsleiter. Zu Kinoshitas Zeiten waren das Trautz, auf japanischer Seite für kurze Zeit der Konfuzianismus-Forscher Uno Tetsuto, von 1927 bis 1929 Kanokogi. Mit dem 1927 in Tokyo gegründeten Japanisch-Deutschen Kulturinstitut (*Nichi-doku bunka kyōkai*) war dies das erste bilaterale Unternehmen seiner Art. Eigentlich sollte jeweils das Partnerland Gegenstand der Forschungen sein, tatsächlich aber betrieb man bald auch in Tokyo japanologische Forschung im Hinblick auf ihre Vermittlung nach Deutschland. 1928 wird in der Bibliothek des Berliner Japan-Instituts Martin Ramming (1889–1988) angestellt. Er stammte aus St. Petersburg, hatte als Russisch-Dozent an der Fremdsprachenhochschule in Tokyo gearbeitet und lehrt seit 1928 als Dozent am Seminar für Orientalische Sprachen. Nach seiner Promotion 1930 mit einer Dissertation über Russland-Berichte schiffbrüchiger Japaner übernimmt er 1934 die Leitung des Japan-Instituts.

Kanokogi ist mit seinen Vorlesungen, die er als Gastdozent der Universität hält, und seinen zielstrebigen Aktivitäten als japanischer Leiter des Japan-Instituts nicht ausgefüllt. Die von ihm ins Leben gerufene „Berliner Vereinigung japanischer Akademiker“ (*Berurin Nipponjin Gakkai*) hielt sich bis in die dreißiger Jahre. Wirkungsvoller wurde die 1928 zum Unmut Trautzens gegründete „Deutsch-Japanische Arbeitsgemeinschaft“ zum Zweck der „gemeinsamen Erforschung der kulturellen, politischen und ökonomischen Probleme Japans und Verbreitung von richtigen (sic) Vorstellungen über Japan in der deutschen Öffentlichkeit“. Als zweiter Vorsitzende fungierte hier Friedrich Karl Georg Rumpf (1888–1949). „Fritz“ Rumpf, ein intimer Kenner Japans, war just von einer Japanreise mit zahlreichen Büchern für das Japan-Institut zurückgekehrt und promoviert drei Jahre später mit einer Arbeit über das Isemonogatari. Natürlich nimmt Kinoshita an den Aktivitäten der Arbeitsgemeinschaft teil. Als Kanokogi im April 1929 vor seiner Rückkehr nach Japan eine Reorganisation vornimmt, ernennt man ihn und den Diplomaten Wilhelm Haas (1896–1981) zu Beisitzern für die Sektion Politik.

Sowohl die Satzung des Japan-Instituts als auch die des 1929 in „Berliner Deutsch-Japanische Gesellschaft“ umbenannten Arbeitskreises nennen unter ihren vorrangigen Aufgaben die Übersetzung wichtiger Kulturdokumente Japans. Da stand das Anfang des 8. Jahrhunderts schriftlich fixierte *Kojiki* („Aufzeichnung alter Begebenheiten“) als Schlüsseltext japanischer Identitätskonstruktion an erster Stelle.

Geburt des *Kojiki*-Projektes

1975 nennt Kinoshita als Initiatoren den Botschafter Solf, Friedrich W.K. Müller vom Völkerkundemuseum, den Leiter des Museums für Ostasiatische Kunst Otto Kümmel, weiter Otto Franke, Clemens Scharschmidt vom Seminar für Orientalische Sprachen, Ernst Lüdtke, Trautz, Ramming, den damaligen Botschafter Nagaoka Harukazu, Kanokogi sowie den Mediziner Shimazono Junjirō.

Basil Hall Chamberlain hatte bereits 1882 *The Kojiki – Records of Ancient Matters* publiziert, und in den von Karl Florenz 1919 veröffentlichten *Historischen Quellen der Shinto-Religion* finden wir eine deutsche Übertragung der ersten drei Bücher. Nunmehr stand eine vollständige Übersetzung an. In seinem Lebenslauf 1978 schreibt Kinoshita, er habe mit der deutschen Übersetzung im April 1923 begonnen, um diese seiner geplanten Dissertation als Supplement beizufügen. Doch, wie das Vorwort der Edition von 1940 zeigt, entwickelte sich dieses Vorhaben schon zwei Monate später unter den Fittichen der „Deutsch-Japanischen Arbeitsgemeinschaft“ und des Japan-Instituts zu einem siebenbändigen Projekt.

Bd. 1 Einführungsband zur Shintō-Forschung und besonders zur Geschichte des Shintō.

Bd. 2 Text des *Kojiki* (Reproduktion des Exemplars im „Institut zur Erforschung der Kaiserlichen Klassiker“ (*Kōtenkōkyūjo*) der Kokugakuin-Universität)

Bd. 3 Romanisierter Text des *Kojiki* (auf Wunsch der deutschen Seite in dem von Hepburn entwickelten Transskriptionssystem)

Bd. 4 Deutsche Übersetzung des *Kojiki*

Bd. 5 Anmerkungen zum *Kojiki*

Bd. 6 Register

Bd. 7 Gesamtregister für 1. das *Kojiki*-Exemplar des *Kōtenkōkyūjo*, 2. das von Nagase Masaki (1765–1835) im alten Lesestil publizierte *Kokun-Kojiki* und 3. den von Motoori Norinaga (1730–1801) verfassten „Kommentar zum *Kojiki*“ (*Kojiki-den*).

Von der deutschen Japanologie hielt Kinoshita zunächst nicht viel. Sie sei, so führt er 1940 aus, bislang oberflächlich gewesen, vorwiegend auf seltsame Bräuche und fremde Sitten fixiert, nicht über das Gebiet von Reisenotizen hinaus gekommen. Die nach seinem Eindruck verbreitete Ansicht, Japan habe keine eigene Kultur, man solle die

Forschung lieber auf das asiatische Festland konzentrieren, macht ihm schwer zu schaffen. Die seit alters her kontinuierliche Herrschaft des Tennō sei einzigartig in der Welt und der erste zu berücksichtigende Schritt beim Aufbau einer wissenschaftlichen Japanologie. Es folgen Ausführungen über den langen Frieden der Edo-Zeit, die ohne Blutvergießen (!) bewerkstelligte Meiji-Reform, die erfolgreiche Verschmelzung von westlicher und östlicher Kultur, die Siege gegen China und Russland u.a.m. Dank seiner seit alters her entwickelten Kultur sei Japan fähig gewesen, bei der Einfuhr fremder Kulturen die schädlichen Elemente auszumerzen, das Übernommene zu assimilieren, zu sublimieren, weiter zu entwickeln. Insofern habe man nicht nur eine eigene, hohe Kultur, sie sei den Importkulturen (*inyū bunka*) bei weitem überlegen. Wie Kanokogi fühlt sich auch Kinoshita berufen, die deutsche Japanologie von Grund auf neu aufzubauen. Es gelte das wahre Wesen Japans und dessen philosophische Prinzipien (*tetsuri*) zu ergründen. Sein Beitrag hierzu gedachte er durch die Edition und Übersetzung des *Kojiki* zu leisten.

Doch wurde ihm wohl bald klar, dass er bei diesem umfangreichen Vorhaben auf deutsche Hilfe angewiesen war. Auf Anraten Kanokogis kommt es zu einer engen Zusammenarbeit mit Trautz. Auch Trautz fand den Zustand der Japanologie jämmerlich, hatte schon 1922/23 eine Denkschrift zur Gründung eines japanologischen Instituts verfasst und war die „Berliner Vereinigung japanischer Akademiker“ um Unterstützung angegangen. Fortan helfen die beiden einander in ihren jeweiligen Vorhaben. Für Kinoshitas Übersetzung werden neue Texte und Hilfsmittel besorgt. Die Staatsbibliothek, das Seminar für orientalische Sprachen, aber auch Bekannte wie Friedrich K.W. Müller vom Völkerkundemuseum und andere stellen Materialien und Hilfsmittel zur Verfügung. Man hofft auf eine Arbeit, die der Fachwelt nützen würde.

Laut Lebenslauf war Kinoshita bereits 1927 mit dem Manuskript für die sieben Bänden fertig. Zwischendurch gab es den Vorstoß einer gemeinsamen Herausgabe – ein Schelm, wer da nicht an Trautz denkt – man einigte sich jedoch auf Kinoshita als alleinigen Autor. Die Kosten sollten zu gleichen Teilen von Deutschland, Japan und dem Verlag de Gruyter übernommen werden.

Wohl um seine Qualifikation zu unterstreichen, veröffentlicht Kinoshita 1929 in der von der Deutsch-Japanischen Arbeitsgemeinschaft herausgegebenen Zeitschrift *YAMATO* einen erstaunlich eigenständigen Aufsatz über den „Ur-Shintō“, in dem er auf Quellen, Mythen und Gottheiten, die shintoistischen Begriffe Gut und Böse, die Kultstätten, Orakel und Divination sowie Zauberei eingeht. Seiner Ansicht nach durchdringen sich im Ur-Shintō mehre Mythenkreise, ein einheitlicher Aufbau der Götterwelt sei erst nach der Gründung des „*Takama no hara* Staates“, gemeint ist der Geburtsort der himmlischen *kami*, erfolgt. Im Gegensatz zu den Pionieren Motoori Norinaga und Hirata Atsutane (1776–1843) möchte er daher den „Ur-Shintō nicht als eine selbstständige Religion“ verstanden wissen. Später sollte er allerdings zum Hauptstrom seiner Zeit zurückfinden.

De Gruyters Kostenvoranschlag nennt die stattliche Summe von 46.000 Mark. Dem mit einer Druckprobe versehenen Kanokogi gelang es dann in Japan, die Unterstützung einer illustren Persönlichkeit, Prinz Takamatsu-no-miya Nobuhito (1905–1987), zu gewinnen. Damit erhielt das Vorhaben eine völlig neue Qualität. Ein deutsch-japanisches Trio in Tokyo nahm sich die Berliner Druckprobe vor. Da war Wilhelm Gundert (1880–1971), ein Cousin Hermann Hesses, der bei Florenz mit einer Arbeit über den Shintō im japanischen Nō-Drama promoviert hatte und seit 1927 als Vertreter der deutschen Seite an der Spitze des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts stand. Des Weiteren Tomoeda Takahiko (1876–1957), ein Ethiker und Philosoph mit einer steilen Karriere und seit 1929 als japanischer Leiter Gundert zur Seite gestellt. Und nicht zuletzt der Historiker Kuroita Katsumi (1874–1946) von der Reichsuniversität Tokyo. Er war seit jungen Jahren mit der Herausgabe eines Kanons der Nationalliteratur, dem „Kompendium der Nationalgeschichte“ (*Kokushi taikei*), befasst und bereitete eine revidierte Ausgabe vor. Dazu zählte natürlich auch das *Kojiki*.

Zurück in Japan

Die Offenheit, mit der Kinoshita 1940 das niederschmetternde Ergebnis der Überprüfung seiner Arbeit beschrieb, ist respektheischend. Im Sommer 1929 wird er auf Drängen Kuroitas nach Japan beordert. Einen Tag nachdem Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff zu einem spektakulären Flug nach Tokyo aufbricht, verlässt auch Kinoshita per Bahn Berlin. Drei Wochen später zieht er unmittelbar nach seiner Ankunft zusammen mit Kanokogi zu Prinz Takamatsu-no-miya, um Bericht und Dank zu erstatten.

Doch die Probleme gingen weit über Fehler in der Interpretation und Übersetzung hinaus. In einer Sitzung im Japanisch-Deutschen Kulturinstitut erklärt Kuroita, dass es seit den Zeiten Motoori Norinagas keine nennenswerte Forschung gegeben habe, inzwischen aber neue Materialien und neue Methoden gebe, eine erneute Bearbeitung daher unabdingbar sei. Man kommt überein, dass Kinoshita unter Kuroitas Betreuung einen tragfähigen Text des *Kojiki* kompiliert, der ins revidierte „Kompendium der Nationalgeschichte“ aufgenommen wird. Die deutsche Übersetzung solle auf dieser Grundlage angefertigt werden. Für seinen Lebensunterhalt sorgen Kuroita, Tomoeda, ein namentlich nicht genannter Unternehmer sowie Ōkura Kunihiko, Gründer des „Instituts für geistige Kultur“ (*Ōkura seishin bunka kenkyūjo*) und späterer Rektor der Tōyō-Universität. Zugleich wird der ursprüngliche Berliner Plan verändert und verkürzt.

Damit war der Abschied aus Deutschland endgültig geworden, was Kinoshita nicht leicht fiel. Postkarten und Büchersendungen zeugen von engen persönlichen und fachlichen Bindungen. Der Entwurf eines Weihnachtsgrußes vom Dezember 1929 an die „Yamatos“ in Berlin nennt Wilhelm Haas, Otto Kümmel, Clemens Scharschmidt (von 1902 bis 1911 als Lektor in Okayama), den russischen Japanologen Alexander Chanoch (der später emigrierte), den Kunstgeschichtler Kurt Erich Simon, bricht dann leider nach Max Wegner (vermutlich ebenfalls Kunsthistoriker) ab.

Kuroita zufolge arbeitet Kinoshita „Tag und Nacht unerschütterlich und rastlos“ an der Kompilation eines verbindlichen Textes anhand der überlieferten Handschriften und Drucke des *Kojiki*. 1933 ist ein Entwurf fertig, den sie gemeinsam mit dem Althistoriker Maruyama Jirō (1899–1972) „Zeichen für Zeichen“ überprüfen. Dieser Text erscheint 1936 als siebter Band in Kuroitas „Kompendium der Nationalgeschichte“. Kinoshita wird hier nicht erwähnt.

Unter dem Datum des 25. August 1935 erscheint er jedoch im Tagebuch des Prinzen Takamatsu-no-miya. Kinoshita gibt anlässlich eines Besuchs Auskunft zu Lesungen des *Kojiki* und Fragen der Transliteration. Er erwähnt die im Oktober beginnende Hilfe durch Walter Donat (1898–1970) vom Japanisch-Deutschen Kulturinstitut Tokyo. Donat, seit 1935 Kulturwart der NSDAP-Landesgruppe Japan, erinnert uns einmal mehr daran, dass so mancher der im Kulturaustausch involvierten Deutschen mit Verve dem Zeitgeist huldigte.

Druck zweier Bände

Das Engagement namhafter Persönlichkeiten, ganz besonders die prinzliche Patronage sorgten für Aufmerksamkeit in den Medien. Am 17. Mai 1939 erscheint ein ausführlicher Artikel in der *Hōchi Shimbun*. Das die Wurzeln des japanischen Geistes vermittelnde *Kojiki* sei in deutscher Übersetzung von dem unbekannten, wissbegierigen Gelehrten Kinoshita Iwao (47) mit Blick auf das (bevorstehende) 2600jährige Jubiläum der Reichsgründung in vierzehn mühevollen Jahren fertiggestellt worden. Der Artikel hebt die Unterstützung auf japanischer Seite (Takamatsu-no-miya, Wada, Kuroita, Kanokogi, Tomoeda) wie auch auf deutscher Seite (Solf, Gundert, Donat) sowie die Rolle der beiden Institute in Berlin und Tokyo hervor. Er weist zugleich auf die Verdienste von Kinoshitas Frau Takiko hin, die, um ihrem Mann diese Studien zu ermöglichen, als Lehrerin an dem renommierten Jissen-Lyceum (*Jissen joshi-kōtōgakkō*) in Tokyo arbeite.

Im November und Dezember 1940 erscheinen die beiden ersten der geplanten fünf Bände, herausgegeben vom Japanisch-Deutschen Kulturinstitut zu Tokyo und dem Japaninstitut zu Berlin in einer Auflage von 500 Exemplaren. Kinoshita hat den 1936 durch Kuroita publizierten Text einmal mehr durchgesehen und nennt diese Version „Originaltext“. Dieser ist jedoch im Unterschied zu den ausschließlich mit chinesischen Charakteren geschriebenen alten Manuskripten mit Lesungen usw. aufbereitet, insofern keine kritische Edition, sondern eine Interpretation. Der zweite Band enthält den Text in transliterierter Form. Um den altjapanischen Lautungen gerecht zu werden, verwendet er auf Veranlassung des Linguisten Kindaichi Kyōsuke, seit 1922 Professor an Kinoshitas Alma Mater, eine gewöhnungsbedürftige abgewandelte Form des *Nippon-shiki* Transkriptionssystems.

Am 1. Dezember 1840 suchen der eminente Leiter des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts Ōkubo Toshitake, Kanokogi und Kinoshita Takamatsu-no-miya auf, um ihm ein

Exemplar des ersten Bandes zu überreichen. Im November des folgenden Jahres gibt dieser einen Empfang zu Ehren Kinoshitas. Das Tagebuch des Prinzen (*Takamatsu-no-miya nikki*) verzeichnet unter der Schar der Gäste neben Futara Yoshinori, Mitsui Takaharu, Asano Kenji und Kindaichi als einzigen deutschen Teilnehmer Herbert Zachert, der gerade von der Oberschule Matsumoto an das Japanisch-Deutsche Kulturinstitut Tokyo berufen worden war. Auch Kanokogi ist dabei. Er hat eine erneute Ernennung zum japanischen Leiter des Berliner Japan-Instituts in der Tasche, kann aber wegen der Kriegswirren die Reise nicht antreten. Wie gerne hätte ich die für das Koto komponierten Stücke gehört, die der Musikwissenschaftler Mizutani Shikio auf seiner Geige zum Besten gab.

Nunmehr stand der dritte Band, die deutsche Übersetzung, zum Druck an. Kinoshita macht gute Fortschritte, doch seit April 1942 setzten amerikanische Luftangriffe den japanischen Städten mehr und mehr zu. Zwei Jahre darauf gehen der schon abgeschlossene Drucksatz und Kinoshitas Manuskripte in Flammen auf.

Nachkriegsjahre

Noch 1944 steht Kinoshitas Name im Mitgliederverzeichnis des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tokyo. Das Kriegsende erlebt Kinoshita in Diensten einer Organisation des Ise-Shintō (*Jingūhōsaikai*). Als diese 1946 aufgelöst wurde, folgen Tätigkeiten im Tōgō-Schrein, dann in der dem Meiji-Schrein zugehörigen Gedenkhalle (*Meiji Kinenkan*) und schließlich bei der Nachrichtenagentur *Nissei Tsūshinsha*. Trotz aller Widrigkeiten hofft er noch immer auf eine Publikation der deutschen Übersetzung. Er nimmt Kontakt zu Zachert und Gundert auf, die beide zwangsrepatriiert wurden. Ein Antwortschreiben Zacherts vom 1. Februar 1953 beschreibt die schwierige Situation jener Jahre. Berlin ist zerstört, auch das Japan-Institut. Das Haus, in dem Kinoshita einst sieben Jahre als Untermieter von Zacherts Mutter lebte, blieb glücklicherweise verschont. Dazu Nachrichten über Familienangehörige und Freunde, denen Zachert die Briefe Kinoshitas vorgelesen hat. Zachert teilt mit, dass er mit Ramming über Kinoshitas Übersetzung gesprochen habe. Beide sehen zu ihrem Bedauern keinerlei Möglichkeit für einen Druck in Deutschland. Dazu sei man nunmehr „viel zu arm“.

1951 wird der im Oktober 1945 durch die Besatzungsbehörden verhängte Entzug der Lehrbefugnis Kinoshitas wieder aufgehoben. Im Mai 1953 wird er als Dozent für Deutsch an der Daitōbunka-Universität in Tokyo angestellt. Im Dezember jenes Jahres schickt Wilhelm Gundert aus Schorndorf eine eng beschriebene Postkarte an Kinoshitas Universitätsadresse. Gundert war 1945 aus dem Hochschuldienst ausgeschieden, wurde 1952 jedoch „entlastet“ und war, wie er schreibt „mit Vorbereitungen zu einer deutschen Ausgabe des *Hekiganroku*“, einer songzeitlichen Sammlung zenbuddhistischer *Kōan* beschäftigt. Er zeigt Verständnis für Kinoshitas Sorge um den Zustand Japans und meint, dass das „Gute, das in der alten Kultur Japans vorhanden war, in neuer Form wieder aufleben“ werde, wenn nicht in dieser, dann in späteren Generationen.

Das wirklich Gute gehe nie unter, sondern lebe immer wieder auf. Auch hier ausführliche Nachrichten zu Familienangehörigen, die Kinoshita offenbar gut kannte.

Rückkehr nach Kashii und Publikation der deutschen Übersetzung

Vierzehn Jahre nach Kriegsende, im Oktober 1959, tritt Kinoshita schließlich in die Fußstapfen seiner Vorfahren und wird Priester am Kashii-Schrein. Während der sechziger Jahre arbeitet er zudem als Professor für deutsche Sprache an der Kyūshū-Sangyō-Universität. Verbindungen zu Deutschland und Deutschen sind immer noch vorhanden. Auch zur OAG Tokyo, wie hektographierte Mitteilungen aus den Jahren 1960, 1961 und 1980 zeigen. Nunmehr in gesicherten Verhältnissen lebend, nimmt er seine Arbeit an der Übersetzung wieder auf. Augenzeugen zufolge sitzt er in jeder freien Minute an der eigens hierzu erworbenen riesigen Schreibmaschine.

Unter den Besuchern des Kashii-Schreins finden wir alte und neue Gesichter. So Heyo Erke Hamer, der 1961 bis 1968 als Missionar der Deutschen Ostasienmission in Fukuoka lebte und nach seiner Rückkehr als Akademischer Oberrat für Religionspädagogik in Essen tätig wurde. Von dem Philosophen Helmut Gross, Lektor bei den Germanisten der nahegelegenen Kyūshū-Universität, wissen wir, dass er an der Korrektur des deutschen Textes beteiligt war.

Kinoshita an seiner Schreibmaschine in Kashii

1967 erscheint Hans Eckardt, den Kinoshita einst in Kanokogis „Deutsch-Japanischer Arbeitsgemeinschaft“ kennengelernt und vermutlich auch während der dreißiger Jahren in Japan gelegentlich getroffen hatte. Eckardt habilitierte sich nach dem Krieg mit einer Studie zur japanischen Musikgeschichte an der Freien Universität, lehrte dort seit 1958 als außerplanmäßiger Professor, bis er 1964 den neu geschaffenen japanologischen Lehrstuhl erhielt. 1968 wurde er durch heftige Konflikte mit der anschwellenden Studentenbewegung landesweit bekannt. Mit ihm kam Johanna Fischer (1922–2004), damals Eckardts wissenschaftliche Assistentin am Institut für Japanologie. Sie schickte im folgenden Jahr die Nachricht vom Ableben Eckardts nach Kashii und hielt auch nach ihrer Ernennung zur Professorin im Jahre 1971 den Kontakt aufrecht.

Auch Herbert Helbig (1910–1987), ein Historiker, besucht Kashii zusammen mit Eckardt. Er hatte 1965 am Berliner Friedrich-Meinecke-Institut eine Stelle für deutschsprechende japanische Gastprofessoren eingerichtet. Im Sommer 1969 kommt es zu einem weiteren Besuch.

1967 veranstaltete die Kokugakuin-Universität die zweite Internationale Konferenz für Shintō-Forschung (*Shintōkenkyū Kokusaikaigi*). Kinoshita begrüßt diese Veranstaltung in den Schrein-Nachrichten *Jinja Shimpō* (20.5.1967), weist jedoch auf Hindernisse hin, die das Verständnis des Shintō erschweren, und fordert dazu auf, die Begriffe mit äußerster Strenge zu determinieren. Seiner Ansicht nach sei Shintō nicht im Rahmen der Religionswissenschaften zu erfassen. Da sei zum einen der Begriff von *kami*, der sich nicht mit dem der Gottheit(en) der Religionswissenschaften decke, wofür er eine Reihe von Unterschieden aufzeigt. Dazu komme das Problem des „Wegs" (*dō*, *michi*) im Shintō. Er erstrecke sich vom Alltagsleben über Religion, Ethik, Tugend, Politik, Wirtschaft usw. und gehe in alle Richtungen. Überdies gebe es vielerlei Auslegungsrichtungen (*Shintō-setsu*), die zu verschiedenen Zeiten Anleihen beim Daoismus, Konfuzianismus, Buddhismus, Christentum usw. gemacht hätten. Dazu kämen allerlei Verdrehungen, Eigennutz, Vulgarität. Japaner wüssten über diese Dinge Bescheid, für Ausländer sei das hingegen äußerst schwer zu erfassen. Man solle daher den Kommentaren und Fragen von Ausländern sehr genau zuhören, ihren wahren Sinn bestimmen und mit von Herzen kommendem Wohlwollen darauf eingehen.

Anfang der siebziger Jahre gehen Durchschläge und Fragen nach Deutschland zu alten Freunden und Bekannten. Einige der mit Anmerkungen versehen Bögen sind erhalten. Benl erklärt sich bereit, Druckfehler zu korrigieren. Eine Serie von Postquittungen spricht dafür, dass Kinoshita hierauf die Druckfahnen nach Hamburg schickte.

Derweil sammelte man in Fukuoka Geld für den Druck. Große Verdienste hierbei erwarb sich Manabe Daikaku (1923–1991). Wie Kinoshita ein Absolvent der lokalen Eliteschule *Shūyūkan*. Seine Karriere als Spezialist für Luftfahrttechnik endete mit einer Assistenzprofessur an der Kyūshū-Universität. Weithin bekannt wurde er hingegen durch teils naturwissenschaftlich untermauerte Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte Kyushus, teils durch kühne Thesen, die ins Spekulative abrutschten. Er stellte nach Kinoshitas Ableben aus Nachlassnotizen und eigenen astronomischen und geographischen Materialien zwei Bücher zusammen, die er als Band 4 und 5 der *Kojiki*-Edition beifügte.

1976 erscheint schließlich die erste vollständige deutsche Übersetzung des *Kojiki*. Über zwanzig Zeitungsartikel in Kinoshitas Memorabilienmappe zeugen für die starke Resonanz japanischer Medien. Leider war das NHK nicht in der Lage, das damals aufgezeichnete Fernsehprogramm und ein nach Deutschland ausgestrahltes Radio-Interview in seinem Archiv aufzuspüren. Im selben Jahr verleiht die Japanische Übersetzer-Gesellschaft (*Nihon honyakka kyōkai*) zum 13. Mal ihren Übersetzerpreis. Er geht zu gleichen Teilen an Kinoshitas *Kojiki* und den amerikanischen Japanologen Sei-

densticker für dessen *The Tale of Genji*. Kinoshitas Alma mater, die Kokugakuin-Universität, verleiht ihm wenig später die verdiente Ehrendoktor-Würde.

Einmal mehr wird die Korrespondenz lebhafter. Unter den neuen Briefpartnern fällt der Indologe Michael Witzel (geb.1943) auf, der seinerzeit in Nepal das „Nepal-German Manuscript Preservation Project“ vorantrieb, sich aber „auch ein wenig mit der alten japanischen Sprache und Literatur“ beschäftigte. Als Dank für ein Exemplar der *Kojiki*-Übersetzung schickt er eine Kopie seiner Dissertation und einige Masken von Hindu-Göttern. Durch seine Frau hat er auch familiäre Verbindungen nach Japan und lehrt später als Gastprofessor in Tokyo und Kyoto. Sein in langen Briefen der Jahre 1976 und 1977 erkennbares starke Interesse an alten Sprachen, Literatur und Religion führte während der folgenden Jahrzehnte zu übergreifenden Forschungen über die Wurzeln der Mythologien Eurasiens und Nordamerikas.

Ende 1982 erscheint auf der Grundlage von Kinoshitas Übersetzung in Sidney eine ungarische Version Lajos Kazárs (1924–1998). Kazár, ein Linguist auf der Suche nach der Wurzel des Japanischen und der Japaner, war seinerzeit laut Oscar Benls Vorwort dessen Mitarbeiter an der Universität Hamburg.

Ausklang

Ich selbst lernte Herrn Kinoshita 1976 bei einer der vielen Glückwunsch-Feiern kennen – als Neuankömmling in Fukuoka, der etwas ratlos die Übersetzung durchblätterte und sich scheu dem hageren Mann im schwarzen Anzug näherte, vor dem sich alle so tief verbeugten. Im April jenes Jahres gab es einen Empfang für Professor Zachert, der mit seiner Frau zwei Wochen durch Kyushu zog. Kinoshita und Zachert hatten sich viel zu erzählen. Als ein eigens von weither angereister Absolvent der Oberschule Matsumoto von Zachert Abschied nahm und allseits die Tränen flossen, dämmerte es mir, dass es eine Zeit intensiver deutsch-japanischer Begegnungen gegeben haben musste.

Danach besuchte ich Herrn Kinoshita einige wenige Male in jenem stillen, mit seiner Architektur eigentümlichen Schrein. Doch ging es mit seiner Gesundheit rasch bergab. Zachert meldete sich im März 1979 ein letztes Mal. Ungeachtet seines schlechten Gesundheitszustandes hat er eine Reisegruppe von Shintō-Priestern in Bonn betreut. Er bittet Kinoshita um einige geweihte Papierstreifen (*gohei*) für seinen kleinen Schrein, in dem er eine Büchse mit japanischer Erde aufbewahrt. Acht Monate später segnet er das Zeitliche. Am 23. April 1980 folgt ihm Kinoshita. Erst über ein Jahrzehnt später, als ich durch einen glücklichen Zufall Fotos, Postkarten, Briefe, Dokumente und signierte Bücher retten konnte, ging mir beim Sortieren auf, was für ein Geflecht von Begegnungen, Aspirationen, Wirren und Wendungen hinter Kinoshitas Übersetzung stehen.

Heute hätte ich so viele Fragen!

Wolfgang Michel
Professor emeritus, Kyushu Universität, Fukuoka
http://wolfgangmichel.web.fc2.com/

Literaturhinweise

Bieber, Hans Joachim: „Die Anfänge deutsch-japanischer Kulturinstitute in Berlin und Tokyo vor 1933“. In: *Takemitsu Morikawa: Japanische Intellektuelle im Spannungsfeld von Okzidentalismus und Orientalismus*. Kassel Univ. Press, 2008, S. 121–178.

Haasch, Günther (hrsg.): *Die deutsch-japanischen Gesellschaften von 1888 bis 1996*. Berlin: Ed. Colloquium, 1996.

Kinoshita, Iwao: *Kozikï – aelteste japanische Reichsgeschichte. I. Band Originaltext; II. Band Rōmazi-Text. Japanisch-Deutsches Kulturinstitut zu Tōkyō und Japaninstitut zu Berlin, 1940. III. Band Deutsche Übersetzung*. Fukuoka: Kashiigū Hōsaikai, 1976.

Kojiki – *Aufzeichnung alter Begebenheiten*. Aus dem Altjapanischen und Chinesischen übersetzt und herausgegeben von Klaus Antoni. Verlag der Weltreligionen im Insel-Suhrkamp-Verlag, Berlin, 2012.

Spang, Christian W. / Wippich, Rolf-Harald (eds.): *Japanese-German Relations, 1895-1945 – War, Diplomacy and Public Opinion*. London and New York: Routledge, 2006.

Szpilman, Christopher W. A.: “Kanokogi Kazunobu: Pioneer of Platonic Fascism and Imperial Pan-Asianism”. In: *Monumenta Nipponica*, Vol. 68, No. 2 (2013), S. 233–280.

Walravens, Hartmut (hrsg.): *Du verstehst unsere Herzen gut – Fritz Rumpf (1888-1949) im Spannungsfeld der deutsch-japanischen Kulturbeziehungen*. Weinheim: VCH, Acta Humaniora, 1989.

益井邦夫「木下祝夫の独訳『古事記』考」。『國學院大學紀要』第35巻、1997、237～266頁。

矢毛達之、大庭卓也、武田弘毅共著「香椎宮宮司木下祝夫と『古事記』研究 ー その旧蔵古典籍紹介を兼ねて」。『文獻探究』第39号、2001年、1～36頁。

葉照子「鹿子木員信における日本精神とナチズム」。 望田幸男編『近代日本とドイツ』、京都:ミネルバ書房、2007年、175～214頁。